

Nekr

F
95

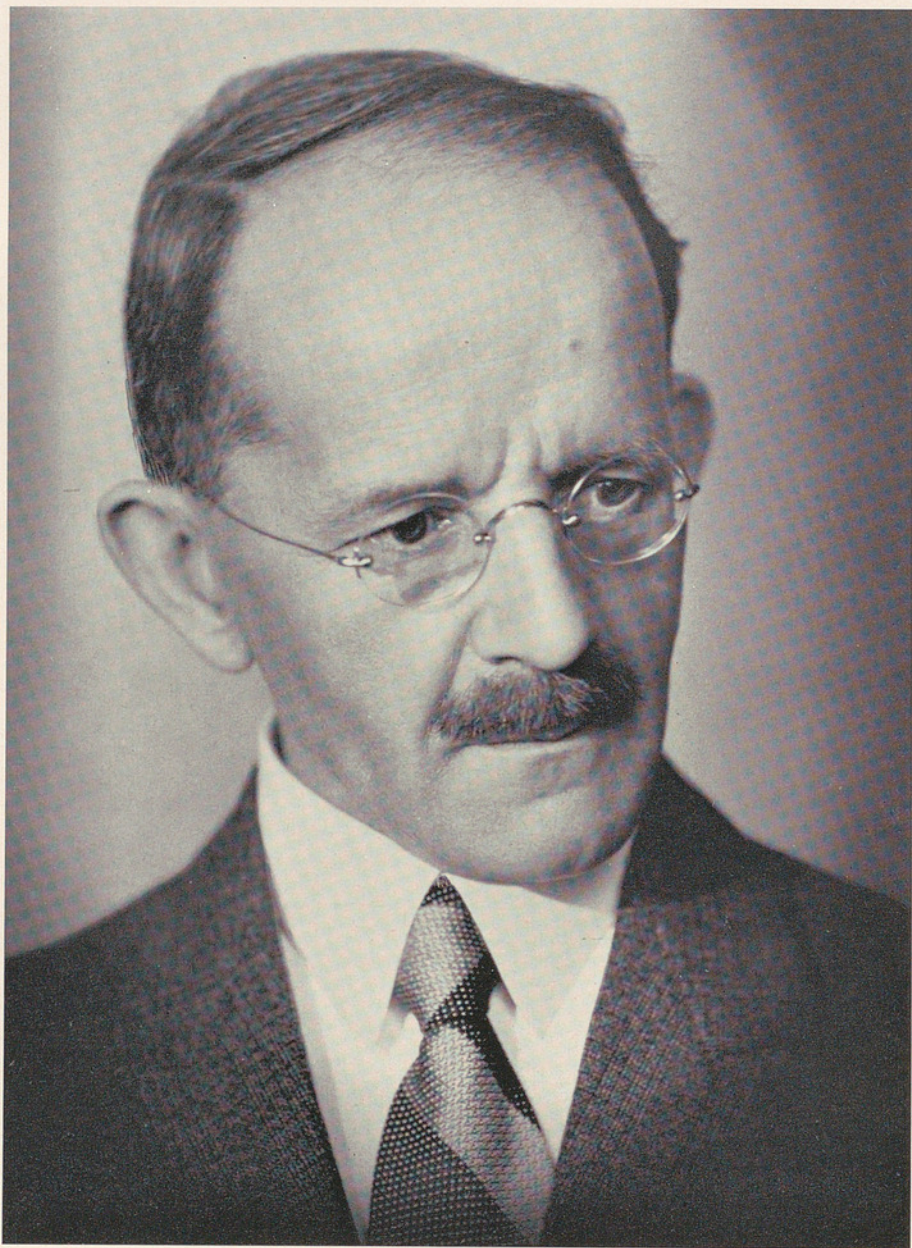


RICHARD FELLER

1877-1958

Professor für Schweizer Geschichte an der Universität Bern

Sonderdruck aus
«Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» 1958/3



«Er ist sein eigener Ausdruck, weil er das unbestochene Nachdenken wahrer Geschichtschreibung hat.» (Richard Feller über Thüring Fricker in Geschichte Berns. Bd. I S. 321.)

RICHARD FELLER

NeWr F 95

RICHARD FELLER

1877-1958

Professor für Schweizer Geschichte an der Universität Bern



G 2019
Stadt- u. Univ. Bibliothek
Bern.

ANSPRACHEN AN DER TRAUERFEIER
FÜR PROF. DR. RICHARD FELLER
AM 23. SEPTEMBER 1958

ANSPRACHE VON PROF. WERNER KASSER

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, aus dieser sichtbaren in die unsichtbare Welt abzuberufen *Richard Feller*, gew. Professor für Schweizergeschichte an der Universität Bern, von Köniz, seit 1947 Ehrenburger von Bern, geb. den 8. Dezember 1877 in Wattenwil, als Sohn des Johann Emil und der Rosina geb. Gerber, seit dem 20. September 1906 Ehemann der Klara geb. *Gäumann*, Vater eines Sohnes, nach langer, tapfer ertragener Krankheit gestorben in der Nacht zum 20. September 1958 in seiner Wohnung Finkenhubelweg 28.

Ich sinne über die Tage der Vorzeit,
urlängst vergangener Jahre gedenke ich.

Ps. 77, 6.

Ich will meinen Mund auftun zu Sprüchen,
will Rätsel verkünden aus der Vorzeit,
die wir gehört und verstanden haben,
die unsere Väter uns erzählten.

Ps. 78, 2—3.

Ist jemand in Christus, so ist er ein neues Geschöpf.
Das alte ist vergangen, siehe, es ist neu geworden.

II. Kor. 5, 17.

Liebe Leidtragende,
geehrte Trauerversammlung,

Wir nehmen Abschied von einem hochgeschätzten Forscher und Lehrer, der seinen Lebenslauf in der ihm eigenen Zurückhaltung und Sachlichkeit wie folgt umreißt:

«Ich wurde am 8. Dezember 1877 zu Wattenwil im Amt Seftigen geboren, durchlief die Primarschule daselbst, das Progymnasium Thun, die Literarschule des städtischen Gymnasiums Bern und bestand 1896 die Maturität. Studium an der philosophischen Fakultät der Universität Bern. Gustav Tobler gab die tiefste Einsicht in das Menschliche, Oskar Walzel die weitesten Ausblicke auf alles Geistgeborene. Frühjahr 1903 Sekundarlehrerpatent; November 1903 Doktorexamen mit der Dissertation: Ritter Melchior Lussy von Unterwalden; November 1907 Gymnasiallehrerexamen. Im Herbst 1904 erhielt

ich die erste feste Anstellung an der Sekundarschule Aarberg. Es folgten vier schöne Jahre im Seeland. Im Herbst 1908 wurde ich an die Sekundarschule der städtischen Mädchenschule Bern, im Frühjahr 1911 an die Seminarabteilung gewählt. Obschon sich unter den Möglichkeiten des Lehrberufes, die ich ursprünglich erwog, die Tätigkeit an einer Töcherschule nicht einstellte, wurde mir der unbekümmerte Unterricht am Seminar so angenehm und vertraut, daß ich nach 10 Jahren mit Bedauern schied. Unterdessen hatte ich mich 1910 mit der Schrift: Die Schweiz und das Ausland im spanischen Erbfolgekrieg, an der Universität Bern für Schweizergeschichte habilitiert und begann mit dem Sommersemester 1911 meine Vorlesungen. Daneben lief eine fleißige Vortragstätigkeit, die ich im Glauben an die Nützlichkeit so lange fortsetzte, als es die Umstände erlaubten. Als mein Lehrer Tobler auf das Sommersemester 1921 zurücktrat, wurde ich zum Ordinarius für Schweizergeschichte gewählt. Das gesegnete Andenken, das er hinterließ, überband es mir als große Aufgabe, ihn zu ersetzen.»

Schon in diesem Lebenslauf, der an Kürze und Knappheit und Bescheidenheit ein wirkliches «curriculum vitae» ist, zeigt sich dem, der ihn kannte, der ganze Richard Feller in seiner zuchtvollen Beherrschtheit und in seinem bewußten Streben, nicht mehr zu sagen als er jederzeit verantworten konnte und persönliches Erleben hinter das sachlich Notwendige zurückzustellen. Er wollte die Tatsachen reden lassen und Einsicht in sie gewinnen, bevor er sich ein Urteil erlaubte, das hieb- und stichfest sein sollte. Gegen die reine Kombinatorik, so glanzvoll sie vorgebracht und entfaltet wurde, war er ebenso mißtrauisch wie gegen ein Gerücht. Er verstand es, dem, der bestechende und sensationelle Behauptungen vorbrachte, Fragen zu stellen, die das Gegenüber zum Erröten bringen und strömende Beredsamkeit stauen konnten. Seine Worte und Sätze waren gerafft und geballt. Ich weiß es nicht, aber ich bezweifle es, ob er innerlich zu einer historischen Novelle fähig und bereit gewesen wäre. An Stoff hatte es ihm nicht gefehlt und wohl auch nicht an klaren Bildern. Aber immer wieder mußte er sich fragen, ob es auch stimmt, was er sagte oder schrieb. Einzig im Freundeskreis bediente er sich seiner logischen Beweisführung zu etwas anderem als zur Feststellung von Tatsachen und Zusammenhängen. Da wich der wissenschaftliche Ernst dem Scherz, aber auch dieser war durch Überlegung gebändigt.

Richard Feller spürte in Ereignissen und Dokumenten den verbindenden und wirkenden Ideen nach, wie es der Psalmist sagt: «Ich will Rätsel verkünden aus der Vorzeit, die wir gehört und verstanden haben, die unsere Väter erzählten». Es ist ihm nicht leicht geworden, und er hat es sich auch nicht leicht gemacht, die Rätsel aus der Vorzeit aufzulösen. In seinem Beitrag zur Gedenkschrift zur Vierjahrhundertfeier der bernischen Kirchenreformation schreibt Richard Feller einleitend: «Vieles erscheint heute als selbstverständlich, was einst Sorge und Not von ganzen Geschlechtern war, so die

Bildung des Staates und die Erziehung zum staatlichen Dasein. In der vermeintlichen Selbstverständlichkeit verbirgt sich die große und schmerzhaft Leistung früherer Jahrhunderte.» Vielleicht hat sein eigenes unablässiges und sorgfältiges Bemühen um die Aufhellung und das Verständnis jener Zeit ihn den Ausdruck von der «großen und schmerzhaften Leistung» finden lassen. Er hat, wenn ich ihn recht verstanden habe, die Geschichte unseres engern Vaterlandes mehr erlitten als nur referierend dargestellt. Dabei war er sich bewußt, daß es nicht nur um die Erzählung und Auflösung von Rätseln ging, und er hat wohl — wie sein ehemaliger Fakultätsgenosse auf dem Lehrstuhl für Psychologie und Pädagogik, Paul Häberlin — zwischen Rätsel als Unerklärtem und dem Geheimnis als Unerklärbarem unterschieden. Jedenfalls bekennt er in der soeben genannten Schrift über den Staat Bern in der Reformation: «Die bernische Reformation enthält einen Rest von Geheimnis, der nicht ganz zu deuten ist, weil die bernische Schweigsamkeit die dunkle Decke über das Innenleben ausbreitete, unter der der Quell der Gedanken und Gefühle sich still öffnete. Vieles war noch nicht stimmhaft, die Frage nach dem Glück, die irgendwie immer vorhanden ist, noch nicht gestellt worden. Es mußte sich zeigen, ob die Reformation den bernischen Geist zur Aussprache und Enthüllung fortriß.» Richard Feller hatte ja selber Anteil an der bernischen Art, das Herz nicht bloßzustellen, es vielmehr mit einem Wall von Sicherungen zu umgeben. Mancher vorsichtig abwägende Satz zeugt von diesem Selbstschutz. Und selten hat es einer so wie er verstanden, nach einem Gespräch wiederum Distanz zu nehmen und den Weg des eigenen Denkens und Forschens weiter zu gehen. Es war ja auch eine Maßnahme zur Ökonomie der Kräfte, ohne die er nie sein wissenschaftliches Werk hätte bewältigen können. So sehr er sich auf allen Gebieten orientierte und jene überraschenden Fragen stellte, mit denen er Querverbindungen herstellte, so wenig ließ er sich ablenken. Die Ablenkungen, die er sich gestattete, waren bewußt und führten ihn allein oder mit einem Freund in den Wald oder in den akademischen Kegelklub. Freunden und Schülern ist das Staunen darüber, wie er sich selber disziplinierte, nie vergangen. Er bedurfte der Mahnung von Ankenbenz an seinen Freund Hunghans in «Zeitgeist und Bernergeist» nicht: «Vergiß nicht, daß Heil und Unheil nie von außen kommen, sondern von innen heraus, und so wir wachen und beten, so hat kein Teufel Macht über uns, nicht einmal ein Regieriger.» Es mögen auch bei ihm Mächte der Familien- und persönlichen Vergangenheit nach dieser Selbstdisziplinierung gerufen haben. Auch er beanspruchte das Recht, über sein Innenleben die dunkle Decke ausbreiten zu dürfen. Seine Lebensgefährtin und sein einziger Sohn wußten um den Reichtum, der sich hier verbarg und der sich in den letzten Jahren geringern Arbeitsdruckes und sich vermindernder äußerer Pflichten entfalten konnte und sich auch der Musik öffnete. Seinen Freunden und Altersgenossen versagte er sich nicht ohne Grund, wenn sie zu geselliger Tafelrunde aufboten. Die Ehren, die ihm zu Teil wurden, haben ihn gefreut, aber nicht aus dem Gleich-

gewicht gebracht, sondern gestärkt. Er hat andern gegenüber kaum davon gesprochen.

Von einer solchen Ehrung soll noch die Rede sein. Das Vorgesetztenbott der «Bürgerlichen Gesellschaft zu Kaufleuten bittet mich, in ihrem Namen Herrn Prof. Feller für sein Wirken zu danken. Zu diesem Zweck wird mir ein Auszug aus dem Antrag an den Burgerrat der Stadt Bern zur Schenkungsweisen Verleihung des Bürgerrechtes» überlassen, also gewissermaßen eine burgerlich zünftige Laudation.

«Professor Feller verwertet die Ergebnisse der Forschungen der letzten 100 Jahre und entrollt ein umfassendes Bild der Geschieke der Stadt Bern. Wo sich dieses Bild nicht sicher auf Grund der Urkunden erkennen läßt, scheut er sich nicht dem möglichen Zweifel Ausdruck zu geben. Er gestaltet aus dem Erforschten ein Bild des Seins und Werdens des bernischen Staates und zeigt, wie Bern sich selbst entwickelnd seinen Genius hervorgebracht, seine politische Macht erworben und seinen Ruhm begründet hat.

Wenn die Gesellschaft zu Kaufleuten dazu gekommen ist, die hervorragenden und besonderen Verdienste des Herrn Professor Feller um die bernische Geschichtsschreibung durch den Beschluß der Aufnahme in ihr Gesellschaftsrecht und den damit verbundenen Antrag auf schenkungsweise Erteilung des Bürgerrechtes durch die Burgergemeinde der Stadt Bern zu ehren, so mag dafür mit bestimmend gewesen sein, daß Herr Professor Feller als derzeitiger Präsident des Historischen Vereins des Kantons Bern ein Nachfolger des Mitbegründers und Initiators des genannten Vereins Herrn Ludwig Lauterburg, Redaktor, Großrat und Nationalrat, Stubengenosse zu Kaufleuten (1817—1864), ist und dessen Verdienste im Festvortrag zur 100-Jahrfeier des Historischen Vereins am 23. Juni 1946 in gebührende Erinnerung gerufen hatte.

Die rege Tätigkeit von Herrn Professor Feller speziell auf dem Gebiete der bernischen Geschichte hat es mit sich gebracht, daß erfreulicherweise eine große Zahl von Dissertationen sich wiederum mit bernischen Geschichtsproblemen befaßt.

Die engen Beziehungen und die starke Verbundenheit von Herrn Professor Feller mit Bern sind ohne weiteres gegeben. Als Hauptverdienst mag hervorgehoben werden, daß er, als nicht-Stadtbewohner und auf dem Lande aufgewachsen, auf Grund seiner wissenschaftlichen Forschungstätigkeit dazu gelangt ist, die Größe des alten Bern zu erkennen, und dokumentarisch zu belegen, welche Sonn- und auch Schattenseiten es aufwies. Er hat dadurch das Interesse der jetzigen Generation an der Vergangenheit geweckt und dargestellt, wie im Wechselspiel der Geschichte immer und immer wieder Ereignisse als Folge vorbereitender Ursachen ihrerseits wiederum zum Ausgangspunkt neuer bedeutungsvoller Geschehnisse geworden sind.»

Aber hier muß ich innehalten. Hier würde mich der verstorbene Freund an meine besondere Pflicht erinnern, an dieser Stätte dem Wort der heiligen Schrift als Zeugnis der Macht Gottes die Ehre zu geben, Kohelet, der Ge-

schichts- und Kulturphilosoph des alten Testaments, Prediger genannt, spricht im ersten Kapitel seines Buches vom beständigen Einerlei im Kreislauf der Dinge:

Wie ist alles so nichtig! spricht der Prediger.
Wie ist alles so nichtig! es ist alles umsonst!

Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe,
womit er sich abmüht unter der Sonne?

Ein Geschlecht geht dahin, und ein anderes kommt;
aber die Erde bleibt ewig stehen.

Die Sonne geht auf, die Sonne geht unter
und strebt zurück an ihren Ort,
wo sie wiederum aufgeht.

Der Wind weht gen Süden, er kreist gen Norden,
immerfort kreisend weht der Wind,
und in seinen Kreislauf kehrt er zurück.

Alle Flüsse gehen zum Meere,
und doch wird das Meer nicht voll;
an den Ort, wohin die Flüsse gehen,
dahin gehen sie immer wieder.

Alles Ding müht sich ab,
kein Mensch vermag es zu sagen.
Das Auge wird nicht satt zu sehen,
das Ohr nicht voll vom Hören.

Was gewesen ist, wird wieder sein,
und was geschehen ist, wieder geschehen:
es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Oder ist etwas, von dem man sagen möchte:
Siehe, dies hier ist ein Neues —?
Längst schon ist es dagewesen,
in den Zeiten, die vor uns gewesen sind.

Der Frühern gedenkt man nicht mehr;
und auch der Spätern, die kommen werden,
auch ihrer wird nicht mehr gedacht werden
bei denen, die nach ihnen kommen.

So redet der «klassische» Pessimist. Die Vergänglichkeit ist die sicherste Erkenntnis. Nur die Erde bleibt stehen. Sie präsentiert sich ihm als eine Bühne, auf der nur die Personen wechseln. Aber sie spielen stets das gleiche Spiel, und er sucht sich möglichst außerhalb desselben zu halten und sich nicht hineinziehen zu lassen, denn alles ist nur ein Haschen nach Wind. «Was wird der Mensch tun, der nach dem Könige kommt? — Was man vorlängst getan hat.» «Ich erkannte, daß alles, was Gott tut, ewig gilt, man kann nichts dazu tun und nichts davontun; und Gott hat es so gemacht, daß man ihn fürchte. Was da ist, das war schon vorzeiten, und was sein wird, auch das ist vorzeiten gewesen. Gott sucht das Entschwundene wieder hervor.» Aber die Geschichte belehrt Kohelet nicht über das Verpflichtende: «Wer kann wissen, was dem Menschen gut ist für die wenigen Tage des nichtigen Daseins, die er verbringt wie ein Schatten?» Er bezweifelt, ob die Zukunft etwas anderes bringen wird, aber auch die Idealisierung der Vergangenheit hält nicht stand: «Frage nicht: Wie kommt es, daß die frühern Zeiten besser waren als die jetzigen? Denn das wäre nicht eine weise Frage.» Darum sind für Kohelet der Rückzug in die Rolle des leidenschaftslosen Zuschauers und maßvoller Lebensgenuß das einzig Vernünftige. «Er wog ab und forschte und formte viele Sprüche.»

Die Behauptung, daß der Historiker dem unbestimmten Relativismus ver falle, findet also an den Worten des Predigers ihre Stütze. Aber es muß nicht so sein. Ich entsinne mich eines Gespräches mit Richard Feller, wo er sich expressis verbis gegen die Auffassung wandte, die Geschichte biete nichts als eine Wiederholung früherer Ereignisse. Keines sei mit den alten kongruent. Daran denkt er wohl auch, wenn er von der schmerzhaften Leistung früherer Jahrhunderte spricht. Ständige Wiederholungen verlieren den Schmerz des neuen Werdens.

Der Apostel Paulus, der doch das Sehnen und Seufzen der ganzen Kreatur mitempfunden hat und dieser Welt schon enthoben ist, weil das Alte vergangen und alles neu geworden ist in Christo, sieht nicht nur die Personen wechseln, sondern auch die Bühne: «Das aber sage ich, ihr Brüder: die Zeit ist kurz; damit fortan auch die, welche Frauen haben, so seien, als hätten sie keine, und die Weinenden als weinten sie nicht, und die Fröhlichen als freuten sie sich nicht, und die Kaufenden als behielten sie es nicht, und die die Dinge der Welt benützen als nützten sie sie nicht aus; denn die Gestalt dieser Welt vergeht.» (1. Kor. 7, 29—31)

Pauli Pessimismus ist radikaler als derjenige des alttestamentlichen Philosophen, insofern jedenfalls, als er auch die Bühne, die Erde, im Vergehen sieht. Aber er bleibt nicht unbeteiligter Zuschauer und zieht nicht nur die Konsequenz: «Alles, was du tun kannst, das tue nach deinem Vermögen; denn in der Unterwelt, wohin du gehst, gibt's nicht Schaffen noch Planen, nicht Erkenntnis noch Weisheit mehr.» Er, Paulus, weiß sich dem ganz andern, das von Christus her in diese Welt einströmt, verbunden. Mit ihm sind wir wohl noch in der, aber nicht mehr von der Welt. Und obwohl der Ablauf der alten

Welt erst in einer neuen Schöpfung unterbrochen wird, und jetzt noch gilt, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, so ereignet sich doch Neues durch die, die nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, nicht auf das Zeitliche, sondern auf das Überzeitliche schauen. So verstehen wir den Jubelruf des Paulus: «Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt durch unsern Herrn Jesus Christus. *Darum*, meine lieben Brüder, werdet fest, unerschütterlich, allezeit reich im Werk des Herrn, weil ihr wißt, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn.»

Amen.

ANSPRACHE VON PROF. DR. HANS VON GREYERZ

Verehrte Leidtragende!

Verehrte Trauerversammlung!

Mit Richard Feller ist ein Mensch heimgegangen, dessen Seelenlandschaft nicht leicht zu überblicken war, dessen Denken vielfach eigene Wege ging und der sein Inneres verhüllt hielt, sei es aus Verletzlichkeit, sei es aus stoischer Zurückhaltung. Daher geschieht es aus *geringem* Wissen nur, aber unter dem Eindruck seiner Meisterschaft und Eigenart und in herzlicher Verehrung, wenn hier der Versuch unternommen wird, über des Dahingegangenen Wirken als Professor und Historiker einiges auszusagen, was in dieser Stunde des trauernden Gedenkens geziemen mag.

Es ist zugleich die Aufgabe des Sprechenden, vernehmlich werden zu lassen, welch verehrende Hochschätzung die *Philosophisch-Historische Fakultät* der Universität Bern dem langjährigen Kollegen, der zu ihren Zierden zählte, über den Tod hinaus bewahren möchte. Und außerdem ist dem Sprechenden zugefallen, dem tiefen Dank Ausdruck zu verleihen, den der *Historische Verein des Kantons Bern* seinem dahingeschiedenen Ehrenpräsidenten für all sein Wirken darbringt.

Er leitete den *Historischen Verein* über ein gutes Dutzend von Jahren und versah dabei das Präsidium mit Würde und Gemessenheit, aber auch mit dem ihm eigenen Mutterwitz und mit unverhofftem Humor. Zugleich auch mit seiner untrüglichen Kritik und mit der Fähigkeit, selbst einem antiquarischen Gegenstand etwas Größe zu verleihen, die der Vortragende vielleicht vergessen hatte. Er war getragen von der wachsenden Verehrung seitens der Mitglieder, denen er die 3 Bände seiner «Geschichte Berns» im «Archiv» gleichsam zum Geschenk machte.

Sein Hauptwirken gehörte aber der *Universität*, seit 1910 als Privatdozent, von 1921 bis 1948 als Ordinarius für Schweizergeschichte, 1934/35 als Geschichtschreiber der 100 Jahre alten Hochschule, 1937/38 als ihr Rektor, der in seiner *Rektoratsrede* «von der alten Eidgenossenschaft» sprach und das Ohr und das Herz der schweizerischen Nation erreichte und manche Bürger innerlich stärkte wider die großen Anfechtungen jener Jahre. Für Mit- und Nachwelt ebenso bedeutsam war sein Einfluß auf die *historische Bildung der Lehrerschaft höherer Stufen*. Die meisten heute amtierenden Geschichtslehrer an den Sekundarschulen und Gymnasien des Kantons Bern und benachbarter Gebiete sind durch seine Übungen und Seminare gegangen. Und seinen *Vorlesungen* folgten im Laufe der Jahre Hunderte von Hörern und sammelten von dem Reichtum an Bildern, Einsichten, Durchblicken und Schlaglichtern, die ihnen der bedeutende Lehrer mit pathetischer Eindringlichkeit vermittelte.

Das Pathos empfand man als altväterisch. Der Schwung darin aber war echt und machte Eindruck. Der heiße Atem von Entscheidungsstunden wurde spürbar. Einprägsam entfalteten sich die Jahrhunderte der Schweizergeschichte. Die Augen derer aber, die man an ihren Besuch der *Quellenkundestunden* bei Richard Feller gemahnt, beginnen vor Erinnerungsfreude zu leuchten. Die Verbindung von Vorlesung und Übungsbetrieb mit ihrer Abfolge von Interpretation, Diskussion und gedrängten Vortragseinlagen war hier eine praktische Vorwegnahme dessen, was heute theoretisch immer wieder als förderlichste Lehrform an der Universität gefordert wird. Der Dahingeschiedene hätte es zwar wohl abgelehnt, in eine solche Beziehung zu Reformideen gesetzt zu werden. Das hindert nicht, daß die Studenten seine Quellenkundestunden als vorbildlich empfanden. Vorbildlich war auch die Art, wie er sie zu eigenen Arbeiten anleitete und wie er ihre Leistungen in eingehenden *Besprechungen* zu würdigen verstand. Wohl mochte manchen ein Lächeln überkommen, wenn ihm in genauer Kritik selbst die Kommafehler nachgerechnet wurden. Doch stand ja immer die *wissenschaftliche* Qualität der Arbeit im Zentrum. Und jeder verspürte den Ernst der Verantwortung vor der geschichtlichen Wahrheit und vor dem sprachlichen Ausdruck, den er forderte, und er fühlte sich *persönlich* verpflichtet durch den Lehrer. Wie häufig blitzte auch hinter dessen Brillengläsern der Schalk hervor und hellte die Szene auf.

Im übrigen trug seine Lehrtätigkeit mehr noch als sein wissenschaftliches Werk den Stempel seines überstarken Pflichtbegriffs. Er wollte das Amt, das ihm übertragen, mit höchstem Ernst *erfüllen*. *Nicht* wurde dabei dem Außenstehenden offenbar, *wem* er diente: seinem Glauben? dem Gewissen? dem Staate? *Er ging in der Arbeit auf* und unterzog sich härtesten Belastungen sowohl für die Bewältigung des Vorlesungspensums wie für die Forschung und die schriftstellerische Gestaltung seiner Werke.

Pflichtbewußt und gerecht setzte er sich mit verarbeitender Literatur auseinander. Unmittelbarer erwärmte er sich am *Quellentext*. Mit besonderer Vorliebe vertiefte er sich in Texte, die das Werden und den Wandel des Rechts verfolgen lassen. Vor einiger Zeit äußerte er, am liebsten würde er *Rechtsgeschichte* studieren, wenn er noch einmal anfangen könnte. Das Sich-Durchringen zum Rechtszustand als zur einzigen Form der Freiheit, die der menschlichen Gesellschaft frommt, die Selbstdomestikation des Menschengeschlechts unter dem Druck von Sorge und Not — das war wohl überhaupt das Grundthema seines Bemühens als Historiker. Ein pessimistisches Menschenbild stand dahinter, ein geheimes Rechnen mit erbsündlicher Belastung des Menschen, ein großes Gefühl auch für die Dämonie der *Macht*. Was die Behauptung gegen äußere Mächte an Sorge und Not einem Lande auferlegte, was die alltägliche Fristung des Lebens an Sorge und Not im Innern des Landes erwachsen ließ, das schien ihm (zusammengenommen) stärkerer Antrieb zur Heranbildung von Norm und Gesetz, von aller staatlich-behördlichen Au-

torität zu sein als der Anruf des Guten im Menschen. Aufklärungsoptimismus — wie freundlich er sein Herz ansprach und wie verständnisvoll er ihn auch in seinem Aufkommen historisch begriff — solcher Optimismus konnte ihm nicht *mehr* sein als utopisches Träumen, als Verführung. Trotz dieser Grundeinstellung konnte niemand liebevoller eintreten auf das geistige Leben in den Epochen der Geschichte als Richard Feller. Dessen sind viele Seiten in seinen Werken Zeuge. Aber er wahrte sich das Recht, zwischen Geist und Geist zu unterscheiden.

Seine Einfühlung in die Sorgen, die die Obrigkeiten, insbesondere die bernische, durch Jahrhunderte zu tragen hatten, war so intensiv, daß sie ihn zu so etwas wie einem heimlichen Mitglied der Regierungen werden ließ. Als Geschichtsschreiber trug er mit an ihrer Last. Darum verletzte ihn leichtfertiges Infragestellen von Autorität und mühsam erworbener Ordnung ebenso sehr wie unsachgemäßes oder ungerechtes Regieren. Daraus leitet sich auch sein Mißtrauen in die moderne Demokratie des 19. Jahrhunderts ab, wie sie zum Durchbruch kam, nachdem die alte Gemeinschaftsordnung mutwillig zerbrochen worden war.

Seine Werke beschlagen im übrigen vor allem die alte vorrevolutionäre Eidgenossenschaft. Es bedurfte der Aufträge von außen, daß das spätere 19. Jahrhundert in der Universitätsgeschichte und in der Schweizer Historiographie im 19. Jahrhundert ebenfalls zum Gegenstand seiner Forschung und seiner Darstellungskunst erhoben wurde.

Es kann, verehrte Trauernde, nicht Aufgabe dieser kurzen Worte des Gedenkens sein, *die Werke* des Entschlafenen allseitig zu würdigen. Sie werden gelesen und wieder gelesen und werden ihrem Schöpfer allzeit Ehre machen. Nur zwei Seiten der Eigenart des eminenten Historikers seien hervorgehoben. Es ist einmal gesagt worden, daß er von seiner bernischen Heimat — «einer kleinen Welt für sich» — gleich zum «Menschlichen schlechthin» übergehe. Das scheint mir richtig gesehen: In seiner Geschichtsschreibung wird der *kleine Kreis nicht bewußt abgehoben vom größeren allgemein-geschichtlichen Kreis*. So wurde die «Geschichte Berns» zugleich Universalgeschichte. Die Einheit der Epochen wird gewahrt und damit die Einheit des Geschichtsbildes.

Und ein Zweites, das damit in Beziehung steht: Er sah den Menschen in seiner Zeit und suchte ihn in *all* seinen hohen und niedrigen Qualitäten zu erfassen. Aus diesem *universellen Ansatz* — dem Erbe Jakob Burkhardts — entfaltete sich eine Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung, die — im Grundsatz! — keine Grenzen zwischen den historischen Disziplinen kannte und mit der politischen Geschichte die Kultur- und Geistesgeschichte, die Geschichte des Rechts, der Kirche, der Wirtschaft, der Wissenschaften in enger Verbindung hielt. Die Doktorate ehrenhalber, die dem Verewigten seitens der medizinischen und der juristischen Fakultät unserer Universität verliehen wurden, sind das äußere Kennzeichen dieser universellen Orientierung seines Geistes.

Noch liegt das letzte Werk nicht vor, das Richard Feller dem von Krankheit heimgesuchten Körper abrang. Es soll erscheinen und wird ein letztes Geschenk des Dahingegangenen an die *Mitwelt* sein. Die *Nachwelt* wird ihn nicht vergessen, denn seine Wirkung als Lehrer und seine Werke werden noch lange für ihn zeugen.

Möge er nun ruhen in Frieden!

RICHARD FELLER

WORTE DES GEDENKENS

Von Prof. Dr. Edgar Bonjour, Basel

Der über achtzigjährig in Bern Verstorbene gehörte zu den hervorragenden historiographischen Talenten seiner Generation. Mit ihm entschwindet zudem eine der eigenartigsten und charaktervollsten Gestalten der schweizerischen Geschichtswissenschaft. Seine Bücher über die bernische und eidgenössische Vergangenheit fanden einen stets weiteren Kreis bewundernder Leser. Voller Spannung erwartete man den vierten Teil seiner monumentalen Geschichte Berns. Der Verfasser selber sehnte sich innigst vom Krankenlager an den Schreibtisch zurück, um auch den Schlußband, den er fertig im Kopfe hatte, niederzuschreiben. Man gewann beinahe den Eindruck, einzig der eiserne Wille zur Vollendung des Lebenswerkes erhalte den von einem schweren Leiden Mitgenommenen noch am Leben. Nun ist dieses großartige Denkmal Berns doch Torso geblieben.

Richard Feller hat sich sein schriftstellerisches Werk neben anspruchsvollen Ämtern abgerungen, in weiser Ökonomie der Kräfte und fast asketischer Lebensführung. Berner von Geburt und Haltung, ist er in seiner bernischen Heimat groß geworden, hat an der Berner Hochschule seine entscheidenden wissenschaftlichen Eindrücke empfangen, unterrichtete an bernischen Mittelschulen, bis daß er an der Heimatuniversität den Lehrstuhl für Schweizergeschichte bestieg und dessen hohes Ansehen mehrte. Hier trug er während fast drei Jahrzehnten in unerschütterlicher Stetigkeit seine bis ins Einzelne ausgearbeiteten Vorlesungen vor, hielt seine unvergleichlichen quellenkundlichen Übungen ab, übernahm unverdrossen auch die Ehrenämter der Universität und die Chargen in den kleinen Gremien der akademischen Verwaltung. Während langer Zeit war er zudem Mitglied der Schulkommission des städtischen Gymnasiums, präsierte die kantonal-bernische Maturitätskommission, stand dem Historischen Verein vor, dessen Mark er war, und hatte auch an der Vorstandstätigkeit anderer historischer Körperschaften teil. Man staunt über die Souveränität, mit der er diese verschiedenartige, gewiß notwendige und nützliche, aber auch zeitraubende Arbeit im Dienste des Staates fast spielend bewältigte, und sich Atem und Blick für die große Historie frei hielt.

Der eher kleine, hagere Mann mit dem gemessenen, distanzierenden Wesen machte auf den ferner Stehenden den Eindruck eines zurückhaltenden Gelehrten, der sich in seinen Meditationen nicht gerne stören läßt. Wer ihm jedoch nähertrat, spürte sofort die warme Menschlichkeit, die an allem Lebendigen innig teilnahm, selbständig, eigenwillig, ja einzelgängerisch, mit ungehemmtem Freimut das Echte verteidigend. Historie verknüpfte sich ihm eng mit der Gegenwart, ohne daß die Geschichte je zur Magd der Politik hin-

absank. Nie hat Feller den Tagesgöttern geopfert. Er sah die schädlichen Auswüchse auch der Demokratie und blieb gegen die Überspannung jeden Staatsprinzips mißtrauisch. Besonders fühlte man sich von seinem strengen Ernst angezogen, von seiner unbedingten Hingabe an das verantwortungsvolle Amt des Historikers, der unbestechlich nur das als richtig und wahr Erkannte mit ehernem Mund aussagt. Diese persönliche und ganz besondere Art seiner Geschichtsbetrachtung war auch dem Nichtfachmann aus Fellers Vorträgen und kleinen Schriften vertraut.

Noch deutlicher indessen offenbart sich die Eigenwüchsigkeit von Fellers historiographischer Leistung in seinen größeren Werken. Die imponierende Reihe seiner Bücher leitete er mit einer zweibändigen Dissertation über Melchior Lussy ein, den hervorragenden Nidwaldner in der Epoche der Gegenreformation, wobei Feller auch die treibenden Kräfte der katholischen Glaubenserneuerung aufzeigt. Dann wandte er sich der schweizerischen Bündnispolitik von Marignano bis zum Sturz der alten Eidgenossenschaft zu, erläuterte die wirtschaftspolitische Notwendigkeit des von verständnislosen Nachfahren verschrienem Gewerbes und zeigte dessen Konsequenzen für die Ausbildung der schweizerischen Neutralitätspolitik. Ähnlichen Gedanken ging er in seiner Schrift über die Schweiz und das Ausland im spanischen Erbfolgekrieg nach und ließ hier das problematische Dixhuitième in seiner farbigen Bewegtheit auferstehen. Er beschäftigte sich darauf mit dem Angelpunkt der Reformation, verfolgte bis in die feinsten Verästelungen den hiedurch bewirkten Umbruch im bernischen Staatsbewußtsein und leuchtete auch damit in neue Bezirke der Forschung. In der Schultheßschen Schweizergeschichte stellte er das eidgenössische Ancien Régime dar, wie es bisher noch niemand bewertet hatte. Es brauchte die Überwindung der Sehweise ganzer Generationen, um dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert endlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sie vom Verruf zu erlösen, in die sie durch die radikale Geschichtschreibung geraten waren. Fellers Untersuchung von Berichten einiger Ausländer, welche die schweizerischen Verhältnisse oft deutlicher charakterisieren als die Einheimischen, eröffnete ungeahnte Aspekte der eidgenössischen Vergangenheit. Und die subtilen Studien zur Geschichtschreibung der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert wecken das Bedauern, daß die früheren Epochen nicht eine ähnliche Bearbeitung erfuhren, womit die Schweiz endlich eine würdige Geschichte ihrer Historiographie erhalten hätte. Das dürre Archivgerippe der bernischen Hochschulgeschichte bekam durch Feller Fleisch und Blut und wurde unter seinen Händen zu einer bernisch-schweizerischen Gelehrtenhistorie, wandelte sich schließlich zu einer Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Staat, zwischen Geist und Macht im verflochtenen Saeculum. In die energisch herausgearbeiteten Hauptlinien sind unzählige Einzelzüge eingezeichnet und werden durch die Gestaltungskraft des Autors zu einem schwungvollen Ganzen zusammengefaßt. Wie befruchtend Feller damit von seiner Wissenschaft in die

Nachbardisziplinen hinüberwirkte, anerkannten die Medizinische und die Juristische Fakultät, indem sie ihm die Würde eines Doctors honoris causa verliehen; er freute sich in aller Bescheidenheit aufrichtig über diese Ehrung. Aber nicht nur in die Wissenschaftsgeschichte, sondern auch in die politische, soziale und ökonomische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts stieß Feller gegen Ende seines Lebens vor. Er analysierte eindringlich Berns Verfassungskämpfe von 1846. Die Ergebnisse dieser Forschungen hätten in sein Lebenswerk einfließen sollen, dem er sich in seinen letzten Lebensjahren ausschließlich widmete.

Das Vermächtnis Fellers — wenn man als solches nicht alle seine Bücher bezeichnen will — liegt in zwei dem Umfang nach sehr ungleichen Werken: der Rektoratsrede «Von der alten Eidgenossenschaft» und der dreibändigen Geschichte Berns. In seiner gedankentiefen Rede gibt Feller eine Art Philosophie der Schweizerhistorie, zieht die Summe seiner erlebten Erkenntnis, vom Feuer verhaltener Vaterlandsliebe durchglüht. Seine Bernergeschichte aber ist das große Epos von den wechselvollen Schicksalen des mächtigsten Stadtstaates diesseits der Alpen, von dem Aufstieg, der Blüte und dem nahenden Untergang, alles in einer bewunderungswürdig einheitlichen Grundanschauung geschildert. Als breiter Strom fließt das vergangene Leben an uns vorüber in Staat, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, Kunst. Oft tönt es, als ob ein moderner Barde die Mären der Vorzeit künde. Doch wird hier die Einbildungskraft genau überwacht und entfernt sich nicht von der urkundlichen Überlieferung; der Quellengeruch macht ja gerade einen besonderen Reiz dieser Geschichtserzählung aus. Kein schweizerischer Kanton besitzt eine umfassende Darstellung seiner Vergangenheit, die sich der Fellerschen an die Seite stellen ließe, außer Basel. Aber das Werk Rudolf Wackernagels bricht schon an der Schwelle der Reformation ab, während Feller die bernische Entwicklung von den Anfängen bis an die französische Revolution hinaufführt. Gleichwie Bern in früheren Jahrhunderten seinen stärksten literarischen Ausdruck nicht im Kunstwerk seiner Dichter, sondern im Geschichtswerk seiner Chronisten gefunden hat, so auch jetzt wieder im wissenschaftlich-künstlerischen Geschichtswerk Richard Fellers.

Die Wesenszüge seiner Geschichtsschreibung liegen sowohl in der verstandesmäßigen Erfassung wie in der intuitiven Erahnung der Vergangenheit und ihrer Kräfte. Ihm eignet in hohem Maße, was er einmal den «rückwärts gewandten Seherblick» genannt hat. Sein Auge dringt in Tiefen der historischen Betrachtung, wie sie nicht vielen vergönnt ist. Und dieser klare Denker ist zugleich ein gestaltender Künstler von ganz persönlicher Formgebung und Beschwörungskraft. Er besitzt die Gabe, die Ergebnisse zäher Geistesarbeit zum Gemälde zusammenzufügen und in sinnfälliger Anschaulichkeit zu vermitteln. Diese Grundhaltung äußert sich bis in die sprachliche Gestaltung hinein. Aber wie sparsam geht er mit den Kunstmitteln um, wie sicher ist sein Takt in der stilistischen Prägung: Männliche Kraft des Ausdrucks, über-

raschende, fast harte Verdichtungen, scharfe Konturen — und daneben behutsame Zartheit, wie mit leichtem sensiblen Silberstift gezogene Umrisse, andeutende Ausblicke ins Weite. Überall herrscht zuchtvolles Maß; Gedanke und Wort sind von ungemeiner Originalität und Präzision.

Hinter dem Werke Fellers spürt man allgegenwärtig die geschlossene Persönlichkeit. Gerechtigkeitsliebe sowie Verantwortungsgefühl gegenüber den vergangenen und künftigen Geschlechtern tragen seine Darstellung. Davon zeugt unter anderm das rührende, mitfühlende Verständnis in seiner erbarmenden Schilderung der aus Leben und Geschichte Verstoßenen, der bernischen Täufer. Feller macht sich diese Arbeit nicht etwa leicht, indem er sich hinter eine bequeme Objektivität verschanzte; er weiß, daß das Urteilen eine herbe Pflicht des Historikers ist. Und nie begegnet man bei ihm, wo alles auf erster Forschung beruht, historischen Konstruktionen, bloßen Ideengebilden, sondern man glaubt immer, die konkrete geschichtliche Wirklichkeit mit Händen zu fassen: dies ebenfalls ein Erbteil seines bernischen Wesens. Ein wie großer Teil auch seiner Schriften ihren Ausgang von bernischen Verhältnissen nimmt, wie vertraut und liebevoll auch Feller diese schildert, so bleibt er doch nie im Lokalen haften. Vom bernisch-helvetischen Mutterboden steigt er immer wieder ins universale Reich des Geistes auf.

Der Lehrer Feller zog schon durch seine selbstverständliche Pflichttreue, rückhaltlose Wahrheitsliebe und unbedingte Sachlichkeit die Studenten in seinen Bann; sie ahnten, welch riesige Arbeitsleistung hinter seinem Schaffen lag. Die gescheite Art, wie er Seminarübungen leitete, zeigte den geborenen Didaktiker. Was an der Geschichte lernbar ist, wurde hier gelehrt. Die Leiter berühmter Institute des Auslandes hätten sich in Fellers Practicum danach umsehen können, wie man historische Exerzitien richtig anlegt und damit produktiv gestaltet. Aus seinem Seminar ist denn auch eine stattliche Reihe trefflicher Dissertationen hervorgegangen. Die meisten verraten in Thema-stellung und Ausführung ihre Herkunft, sodaß man im besten Sinne von einer Fellerschen Schule sprechen kann. Seinen Schülern hat er das Vorbild gegeben, daß Geschichte Wissenschaft und Kunst zugleich ist.

Im ganzen: Ein Mann von Ehrfurcht erweckendem Adel der Gesinnung und von eindrucksvoller Höhe der Schaffenskraft. Es war Feller nicht vergönnt, die Geschichte Berns ganz zu vollenden und uns im zusammenfassenden Bilde der neuesten Zeit das schauen zu lassen, was als Einzelzug durch seine erhellende Forschung und unnachahmliche Darstellung längst unser Auge entzückt. In die Trauer um den Menschen mischt sich der Schmerz, daß diesem großen Deuter und Gestalter der Vergangenheit die Feder für immer entfiel.

ZUM TODE VON RICHARD FELLER

Von Franz Bäschlin, Winterthur

Mit Prof. Richard Feller, der in Bern im Alter von 81 Jahren gestorben ist, verliert unsere schweizerische Geschichtsschreibung einen Meister, der die Gewissenhaftigkeit des Forschers mit der Kunst des Gestalters verband und der als Lehrer an der Berner Hochschule auch von seinen Schülern nicht bloß Wissen, Methode, Erfassung der Zusammenhänge, sondern sorgfältigsten Aufbau und sprachliche Durchformung ihrer Arbeiten erwartete. In seinen Vorlesungen, in seinen Büchern breitete er zwar den Stoff in seiner ganzen Fülle aus und vermied es streng, einen Sinn, der nicht aus den Quellen sprach, in die Geschichte hineinzulegen. Indem er aber das Geschehen stets aus umfassender Quellenkenntnis entwickelte, vermochte er die Zustände, die Triebkräfte, den Anteil persönlicher Entscheidungen höchst lebendig zu veranschaulichen, gegeneinander abzuwägen und zu großartig klarer und sinnvoller Darstellung zu bringen. In Fellers Hauptwerken: «Der Staat Bern in der Reformation», «Geschichte der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert», «Geschichte Berns», in seinem meisterlichen Buch über «Die Schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert» und in seiner Geschichte der Universität Bern bewundert man immer wieder die mustergültigen Prägungen des Stilisten, die eine ganze Epoche, eine historische Wende erhellen, die das Verhältnis von Welt und Überwelt, von Staat und Mensch, Macht und Recht, Politik und Wirtschaft in wenige Sätze fassen; man bewundert die Zeitbilder, mit denen jeweils die Darstellung der Entwicklungen während eines Zeitabschnittes abschließt, die Charakterbilder der entscheidenden geschichtlichen Gestalten. Im tiefsten ergriffen von der Geschichte, wurde dieser leidenschaftlich objektive Historiker allen Komponenten, die ihren Gang bestimmen, den wirtschaftlichen wie den religiösen, den politischen wie den sozialen, den staatlichen wie den individuellen gerecht. Schön kam seine Unvoreingenommenheit darin zum Ausdruck, daß er das einseitig liberale Bild des «Ancien régime» überprüfte und richtigstellte. Der vierte, nun leider nicht ganz vollendete Band der «Geschichte Berns» wird dies wohl noch einmal deutlich machen.

Seinen Schülern bleibt Richard Fellers Gestalt in unauslöschlicher Erinnerung: die mächtig vorgebuckelte Stirn, unter der randlosen Brille der scharfe Gelehrtenblick, der Mund, dem die herbe Wangenfalte einen leise bitteren Zug gab, die Energie, die ausstrahlte von den bestimmten Gebärden, von der eher kleinen, schwächlichen Gestalt; ein Bauernsohn und Aristokrat durch und durch, von jener zuchtvollen Strenge, die für den Übergang eines Geschlechts von der Scholle zum Geistesadel bezeichnend sein mag: förmlich auf den ersten Anblick, beinahe steif, dann aber überraschend durch die herzliche Anteilnahme. Respekt flößte dem Studenten vor allem der ungeheure

Schaffer ein, den er im Seminar, in der «Quellenkunde» näher kennen lernte, der Schaffer, der sich in unermeßlicher Kleinarbeit den Stoff so einverleibte, daß seine Bücher wie unabhängig vom einzelnen Nachweis, wie aus *einem* Guß entstanden scheinen. Und in dieser Haltung rang Feller sich, schon hochbetagt, den dritten Band des Monumentalwerks, rang er sich große Teile des letzten Bandes noch ab. Dankbar gedenken wir des Lehrers, des Darstellers bernischer und schweizerischer Geschichte, des Schriftstellers, der wie die großen Geschichtsschreiber aller Zeiten als Meister der Schau und der Sprache Künstler war und als solcher auch vor der kommenden Geschichtsschreibung bestehen wird.

AUS RICHARD FELLERS GESCHICHTE BERNS

Adrian von Bubenberg und Niklaus von Diesbach

In Bubenbergs Adern floß das edelste Blut Berns. Stolz beharren auf dem eigenen Verdienst und Vernachlässigung der Volksgunst gehörten zum Erbgut seines Hauses. Mit dem Namen sich begnügend, den ihnen drei Jahrhunderte bernischer Vergangenheit verliehen, das Einzige und darum das Kostbarste, das die Diesbach nicht einholten, suchten sie nicht die Verbindungen mit den ersten Familien, die dem Einfluß den Halt gaben, eine Selbstsicherheit, die schon den Ahnen 1350 zu Fall gebracht hatte. Adrian trieb diese strengen Grundsätze bis zur Menschenverachtung und nahm nicht Rücksicht, wo es das Recht galt. Alle Züge an ihm sind tiefernt, von schwerer Leidenschaft durchtränkt. Seine Hingabe an das Gemeinwohl ging bis zur Vernachlässigung der häuslichen Geschäfte, so daß er sich zuweilen in kleine, ärgerliche Verlegenheiten verstrickt sah. Ohne den Anstand zu verletzen, ging er mit seinem Ruf nicht behutsam um, sondern lebte in einsamen Gedanken und Überzeugungen über den Alltag hinweg. Sein Name und seine Ritterlichkeit trugen ihn; er hatte an Geschicklichkeit zuwenig, was Diesbach zuviel hatte. Aufrecht, wie ihn heute das Denkmal zeigt, ist er auf der pfeilumsauten Mauer von Murten gestanden, hat er oft dem Gesindel hoch und niedrig die Wahrheit in Gesicht geschleudert, ein gebietender Mann, sich selber und andern eine Last, aber in schweren Stunden der Trost, die Zuversicht seiner Vaterstadt. Er war von einer Tragik unwittert, die er hochherzig trug.

Auch Diesbach war zu großen Dingen geschaffen. Er traute sich und seiner Gewohnheit das meiste zu und übte sie bis zum Verzicht auf Grundsätze. Aber der Reichtum seiner Natur verhinderte, daß er auf der schlüpfrigen Bahn ausglitt und im Gewöhnlichen versank. Er war einer der jüngsten Schultheiß, die Bern gehabt. Der Zauber der Jugend ging von ihm aus. Zur Freude der Stadt genoß er das Glück, das sich auf ihn senkte, und ließ mit der weitherzigen Art, die dem Mächtigen wohl ansteht, auch die anderen daran teilhaben. Wie hätten die Herzen nicht der Verführung des Mannes erliegen sollen, der den Erfolg, nicht die Krone des Lebens erringen wollte und seinen Triumph darein setzte, die andern an seinen Stern glauben zu lassen. Wie hätten seine glänzenden Äußerlichkeiten nicht die unnahbare Tugend Bubenbergs überholen sollen, zumal er sich wie in den großen, so auch in den kleinen Mitteln der Macht auskannte. Während die Bubenberg Gemahlinnen aus der Fremde heimführten, verschwägte sich Diesbach in zweiter Ehe mit den Scharnachtal, deren Familie damals wie die seine gipfelte, und die Scharnachtal zogen den Adel nach sich. Nur wenige harrten bei Bubenberg aus, unter ihnen Seckelmeister Fränkli, auch hier sich selber getreu. Diesbach hat Bubenberg im Rat besiegt, in der Gunst der Menge und der Mächtigen aus-

gestochen; er hat ihn sogar gesellschaftlich verfemt und aus der vornehmen Stube zu Distelzwang verdrängt, wohl eine der süßesten Genugtuungen des Neuadeligen; aber er hat ihn doch nur bis zu dem Punkt besiegt, jenseits dessen der Realist den Idealisten nie überwindet.¹

In Niklaus von Diesbach und Adrian von Bubenberg maßen sich zwei Hochgefühle verschiedener Art. Ihrer Veranlagung nach wirkten sie ungleich auf die Mitwelt: Diesbach war zu Gunst und Glück geschaffen, Bubenberg der Anfechtung preisgegeben. Schon das zeichnete Diesbach aus, daß er mit 22 Jahren in den Kleinen Rat trat, während Bubenberg erst mit 40 nach dem Tod des Vaters dort seinen Sitz einnahm. So kam es, daß der jüngere Diesbach schon 1465 Schultheiß wurde, Bubenberg erst 1468. Bubenberg verstand wohl den Lebensdrang Berns, nicht aber das Getriebe des Alltags. Darum hätte er ohne seinen Namen die höchste Würde kaum erhalten, trotzdem sie seiner Tugend wohl anstand. Er machte das Amt, nicht das Amt ihn, darin Diesbach gleich. Diesbach beherrschte mit seinen bezaubernden Eigenschaften, dem Licht des Geistes, der Heiterkeit des Umgangs und der offenen Hand, den Alltag ungezwungen, das Letzte aber blieb ihm versagt: Bubenberg rang seiner schweren Leidenschaft Selbstüberwindung ab; Diesbach vermochte das über seine glücklicheren Gaben nicht. Bubenberg schied groß; Diesbach wurde auf der Höhe des Erfolgs vom Tod gleichgültig hinweggenommen.²

Thüring Fricker

Der erwachte Geist Berns, die hervorragenden Gestalten, die er mit Leben erfüllte, das Eindringen fremden Bildungsgutes, der bewegte Gesichtskreis, an dem große Ereignisse niedergingen und aufstiegen, erweckten den Sinn für das Denkwürdige. Nicht nur griff man in den Häusern Diesbach und Ringoltingen zur Feder, sondern Bern erhielt einen Geschichtschreiber aus eigenem Beruf. Es ist Thüring Fricker. Er wurde um 1429 in Brugg geboren und machte in Heidelberg und Pavia gründlichere Studien im Recht, als üblich waren. Von Pavia brachte er den Humanismus und eine innige Vertrautheit mit den Schriften des Altertums zurück, die ihm ihre Seele nach Bern mitgaben. Hier wurde er 1470 als Nachfolger seines Vaters Stadtschreiber und schuf mit rastlosem Fleiß das Staatsarchiv, das ihm die ersten festen Bestände, die Ratsmanuale, die Missivenbücher und Osterbücher verdankt; sie erlösen die Geschichtsforschung aus der Verlegenheit, die das schriftarme Dunkel des früheren Bern über sie verhängt. Die Entrüstung über den Twingerherrenstreit drückte ihm die Feder in die Hand. Ihm schwebten die Vorbilder des Altertums vor; aber ebenso unverkennbar wird es, welche Freiheit die klassische Bildung gibt. Er ist sein eigener Ausdruck, weil er das unbestochene Nachdenken wahrer Geschichtschreibung hat, während Schilling

¹ s. Bd. I S. 380 f.

² s. Bd. I S. 320.

im Auftrag des Rates den Burgunderkrieg mit wohlgewählten Zügen unter amtlichem Licht darstellte. So sehr sich auch Fricker über seine Umgebung erhob, so teilte er doch mit ihr den ungebrochenen Glauben, daß nächst Gott der große Mann, nicht Umstände und Verhältnisse, das Gemeinwohl bestimmen; das ist der Sinn seiner Geschichtschreibung.³

Von der Berner Art

Es ist nicht sicher, wann die Stadt Bern anfang, sich selbst zu betrachten und abzuwägen. Es mochte damals geschehen, als sie Justinger den Auftrag gab, die erste amtliche Chronik zu schaffen. Kein Zeichen aber weist darauf hin, daß der Berner seine Eigenart ins Auge faßte und ermaß. Er war nicht geübt, die Beobachtung auf sich selbst zu richten und sich stimmhaft zu machen. Er nahm die Anregung dazu nicht auf, die ihm die Renaissance anerbote. Diese Schweigsamkeit breitet den Schleier über das bernische Innenleben aus und gestattet die Vermutung nicht, daß der Berner schon jenen Bereich des Menschlichen berührte, der zur Selbstenthüllung drängt. Die höchste weltliche Beziehung war dem Berner das Beispiel der Ahnen. Kein Erdenglaube führte dem Berner eine hellere Zukunft vor. Sein Blick eilte in die Vergangenheit zurück, wo ihn tröstete, was er in der Gegenwart vermißte. Die Verehrung der Ahnen bestimmte das Antlitz der Vergangenheit. Der Berner übte unbewußt die Fähigkeit, in die Vergessenheit zu verstoßen, was ihr Andenken trübte. Er hatte teil an der schweizerischen Überlieferung, daß die Vorfahren ihre Waffen nur zur Verteidigung erhoben. So heißt es in der bernischen Gerichtssatzung von 1539, die Stadt sei für und für von ihren Widerwärtigen mit Unrecht und Gewalt angefochten worden.

Die spärlich erhaltenen Urteile, die in der Eidgenossenschaft über Bern gefällt wurden, lassen zwar kräftige, aber unfertige Umrisse durchscheinen. Man ging einig, der Berner stimme in seinen wesentlichen Zügen, trotzige Kraft, Einfalt und bedächtige Langsamkeit, mit seinem Wappentier überein. Aus den Humanistenkreisen tönen Lob und Tadel. Berchtold Haller meint, der Bär schreite langsam daher und setze seinen Fuß fest auf. Glarean preist die Berner in seiner Beschreibung der Schweiz, sie seien die einzigen, die durch ihr Zögern das Vaterland erhielten. Die Mischung von Grauen und Vertrauen, mit der die andern Orte Berns seltsames Wesen verfolgten, fand ihren Niederschlag in Heinrich Gundelfingens Schilderung der Stadt: Die Herrschaft Berns sei aus Blut und Gerechtigkeit geboren.

Die Antworten der bernischen Ämter auf die Volksanfragen gaben den umlaufenden Urteilen nicht Unrecht. Sie wahren den Anstand, drücken sich gemessen, zuweilen unbeholfen aus; aber was sie aussagen, ist von Anteil und Verantwortung getragen. Gab der Humanismus die Lust, alles zu sagen, so

³ s. Bd. I S. 320 f.

wußte der Berner, wie verräterisch Worte sind. Diese Scheu gehörte zu seinem Selbstschutz.⁴

Albrecht Haller

Es gehörte zu der Art des Berners, die schweren Züge, die er im Schicksal tat, in sich zu verschließen. Wo aber die innere Bewegung übermächtig wurde, brach sie in reißendem Strome durch. So war es bei Haller, so bei Gotthelf. Von Haller vernahm Bern den einweihenden Ton der neuen Zeit. Doch das Ermessen schwankt, ob er den Aufklärern zuzuzählen sei. Die Macht und die Schwere seines Geistes bedrückten die Mitwelt und das Urteil der Nachwelt. Was aus seiner Tiefe aufstieg, verpflichtete seine Zeit. Wie keinem andern Berner fielen ihm Bewunderung und Ruhm zu und ließen ihm das Empfinden von der Nichtigkeit des Irdischen. Er war ein Auserwählter; er wußte um dieses Verhängnis und brachte sich zum Opfer. Er litt, um der Welt zu geben; zu schenken verstand er nicht. Er war wohl nie liebenswürdig, in guten Jahren umgänglich, im Alter unter seelischen und körperlichen Qualen herb und abweisend. Auch er erträumte das immer fliehende Glück, für das er nicht geschaffen war. Was ihn ersättigte, steht dahin.⁵

Die Welt nahm an Hallers Lebensabend teil. Der Besuch Josefs II. gab davon Kunde. Vielleicht ermaß Haller aus seiner Einsamkeit, daß sein Geist doch durch seine Vaterstadt ging. Als seine Jugendgedichte erschienen, wurden sie als Ärgernis empfunden. Jetzt kehrte ein regeres Bern bei ihnen ein. Hielt ihm auch der Neid vor, er sei überholt, er nahm es gering, weil er sich und der Welt noch das Schwerste zu sagen hatte. In den «Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung» hielt er Gericht über den menschlichen Dünkel, der mit irdischem Licht den wahren Glauben zerstören wolle. Wühlender noch waren die Anklagen, die er gegen sich selber richtete. Sein Tagebuch gibt davon erschütternde Kunde. Er konnte seine körperlichen Schmerzen mit künstlichen Mitteln betäuben, nicht seine Gewissensnot. Er durchforschte sich gequält, ob er die Fülle seines Genius als Christ verwendet habe, und focht den Kampf durch, dem sein hochbegabter Mitarbeiter Johann Jakob Ritter auswich, indem er sich nach Herrnhut zurückzog. Das Ringen war groß und tief wie alles, was Haller tat. Er durchwühlte sein Inneres und maß mit selbstquälender Unerbittlichkeit seine Schwächen, seine Eigensucht, sein weltliches Trachten. Wie sollte er vor dem höchsten Richter bestehen, was galten die Werke seines Geistes am Tage, da die Herzen gewogen wurden? Der Dichter, der die tiefen Blicke in die Seele, der Arzt, der sie in den Körper getan hatte, wurde mit sich selber nicht eins. An dem größten Geist Berns gab die Reformation abschiednehmend noch einmal ihr Maß. Haller starb mit 69 Jahren am 12. Dezember 1777.

⁴ s. Bd. II S. 64 f.

⁵ s. Bd. III S. 584 f.

Man hat es beklagt, daß sich Haller in Bern vergrub. Den Seelenfrieden hätte er auch an einem verklärten Musensitz nicht gefunden. Aber Bern hat ihm das Leben erschwert. Bern wußte, wer er war, und bediente sich seiner. Er nahm an wichtigen Geschäften einen bedeutenderen Anteil als der Durchschnitt des Kleinen Rates. Johann Georg Zimmermann deckte im Nachruf auf den Verstorbenen die Kluft ab: «Der zu große Ruhm eines Mitbürgers ist Schweizern immer lästig.» Es war Haller aufgegeben, zwei Zeiten kämpfend zu bestehen. Die Jugendgedichte trugen den Überschwang des befreiten Gefühls in die verschlossenen Herzen; sein Alter rief einer vertrauensseligen Gegenwart den nie beglichenen Abgrund zwischen zeitlichem und ewigem Leben in Erinnerung. Und doch ist es ein Verdienst Hallers, daß auch Bern die Hoffnungsfarbe der Aufklärung trug.⁶

⁶ s. Bd. III S. 598.

Zentralbibliothek Zürich



ZM03412947

